



ie Schwarzwald-Rebellin

„Weg mit dem Atomstrom“, sagte sich Ursula Sladek, als in Tschernobyl explodierte. Dreizehn Jahre später hatte sie es geschafft. Antje Potthoff erzählt die Geschichte einer ganz normalen Bürgerin

„Weg mit dem Atomstrom“, sagte sich Ursula Sladek, als in Tschernobyl explodierte. Dreizehn Jahre später hatte sie es geschafft. Antje Potthoff erzählt die Geschichte einer ganz normalen Bürgerin



In Schönau ist das Stromnetz in Bürgerhand

Die Frau hat Spaß am Widerstand. Ging mit 14 Jahren, als Schülerin eines Gymnasiums für die Töchter besserer Eltern, in Lederhosen zwischen lauter Rüschenkleidträgerinnen. Gebär später, dem Entsetzen der Eltern und Geschwister, der Freunde, Bekannten und Nachbarn zum Trotz, fünf Kinder. Zwei Mädchen, drei Jungs. Sie erzog ihre Kinder wenig, sie ließ sie heranwachsen zu Menschen mit Spaß am Widerstand. Die Älteste aß, bis sie fünf Jahre alt war, ausschließlich mit den Fingern. Selbst im Restaurant, selbst Suppe. Das Kind schöpfte sie mit der hohlen Hand. Die Mutter wusste, irgendwann ginge das vorbei. Sie wartete mit Gleichmut auf diesen Tag.

Ursula Sladek, 54 Jahre alt, klein, grauhaarig, aus Schönau im Schwarzwald, ist Zeit ihres Lebens ein Störfall gewesen. Als Mitbegründerin und Erste Vorsitzende der „Eltern für eine atomfreie Zukunft e. V.“ geriet sie 1990 zur Widersacherin der Kraftübertragungswerke Rheinfelden (KWR), der Konzern hatte dem Städtchen über die Jahre den Strom verkauft. Atomstrom vor allem, 70 Prozent des Konzerns gehören der Schweizer Watt AG, Atomkraftwerksbetreiberin. Die KWR wären auch weiter gern mit den Schönauern im Geschäft geblieben. Aber seit dem ersten Juli 1999 ist das Stromnetz der Stadt in Bürgerhand.

Frau Sladek lacht. „Auf das Stromnetz hatten wir es ja gar nicht abgesehen. Wir hatten anfangs nur auf ein bisschen Unterstützung gehofft für unsere Idee.“ Die Idee, für die Frau Sladek 1990 um Unterstützung warb, hieß „Stromsparsparwertbewerbe“. Sie war geboren aus dem Schock nach dem Reaktorunfall in Tschernobyl, April 1986. Als die Nachricht vom explodierten Reaktor und der freigesetzten tödlichen Strahlung über das Fernsehen kam, lag Ursula Sladek mit mehrfach gebrochenem Oberschenkel in ihrem Wohnzimmeressel. Ein Skiunfall. Die Ärzte hatten der Patientin Starre verordnet. „Sitzen Sie, liegen Sie, laufen Sie nicht.“ Ihre Kinder marschierten entgegen allen Warnun-



gen durch die Terrassentür in den vergifteten Garten, der Mutter blieb nichts, als zu brüllen: „Kommt wieder rein.“ Die Kinder kamen nicht. Frau Sladek sah sich in ihrem Entsetzen gefangen. Dann wieder löste Hoffnung den Schrecken ab. „Ich dachte, jetzt werden die Politiker etwas tun. Sie werden die Atomkraftwerke stilllegen, sie haben gesehen, wie gefährlich die Dinger sind.“ Frau Sladeks Mann dachte das nicht. Seine düstere Prophezeiung: „Nichts werden die Politiker ändern.“

Ein Vierteljahr nach der Katastrophe las Ursula Sladek ein Inserat: „Wer noch immer erschrocken ist über das Unglück in Tschernobyl, möge sich melden.“ Die Gruppe nannte sich „Eltern gegen Atomkraft“. Sammelte Informationen über das Ausmaß der Strahlung und ihre Wirkung. Stellte Listen zusammen mit Lebensmitteln, die derart strahlenvergiftet sein konnten, dass man sie besser vom Teller ließ. Frau Sladek war das bald zu wenig. Sie wollte das Übel mit der Wurzel ausreißen, statt immer aufs Neue seine Wucherungen zurückzuschneiden.

Und lieber wollte sie eine Befürworterin sein können, als Gegnerin sein zu müssen. Die Gruppe fand einen neuen Namen: „Eltern für eine atomfreie Zukunft e. V.“ Der Name entspricht Ursula Sladeks Auffassung, dass Widerstand leisten ein positive Handlung sein muss. Damit sie dem Widerstand Leistenden jenes Glücksgefühl bringt, das ihn über die Jahre mit der nötigen Energie versorgt. Sie fand eine zweite Weisheit zur Erhaltung der Durchhaltekraft. „Wir müssen uns auf dem Weg zu unserem großen Ziel lauer kleine, schnell erreichbare Ziele setzen.“ Die Streiter für eine atomfreie Zukunft begaben sich auf ihre erste Etappe. Die führte sie zu den Kraftübertragungswerken Rheinfelden.

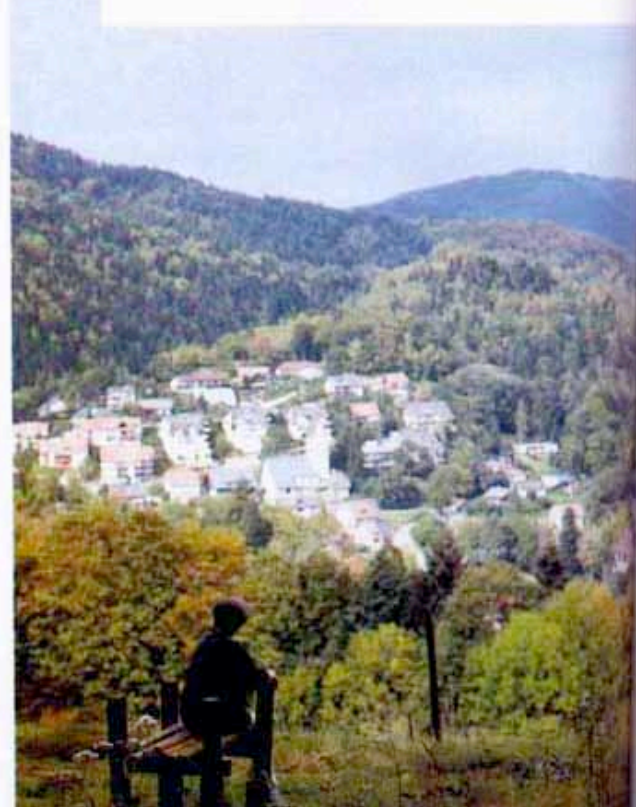
„Wir möchten verantwortungsbewusster mit Energiereserven umgehen“, sagten die Bürger Schönaus. „Um irgendwann auf Atomstrom verzichten zu können.“ Sie wollten Tipps geben zum sparsamen Umgang mit dem Strom. Um das Umsetzen dieser Tipps reizvoll zu machen, hätten sie sich überlegt: Wer am Ende eines Jahres am wenigsten Strom verbraucht hat, gewinnt einen Preis. Eine Reise nach Italien zum Beispiel, die würde ein Busunternehmen spenden. „Wir dachten, Sie könnten unsere Aktion unterstützen.“ Die Monopolisten griffen sich an den Kopf. „Die haben unsere Leute beinahe rausgeworfen.“

Sie müssen verrückt sein, riefen die Energielieferanten. Wir verdienen mit dem Verkauf von Strom unser Geld, wie können wir da die Leute anhalten wollen, dass sie weniger Strom verbrauchen? Und überhaupt könnten sie zufrieden sein, wenn die KWR sie nicht als Geschäftsschädiger vor Gericht zerren. Frau Sladek sagt: „Da habe ich erstmals richtig begriffen: Stromverkauf ist ein Geschäft.“ Sie verstand, Strom ist ein Gut, an dessen Verschwendung Einzelne verdienen auf Kosten aller. Im Jahr darauf fuhren die ersten prämierten Stromspare im Reisebus kostenlos nach Italien. 1990 boten die Kraftübertragungswerke Rheinfelden der Stadt Schönau an, ihr eine höhere Konzessionsabgabe zu zahlen. Im Jahr 25 000 Mark zusätzlich dafür, dass allein die Kraftübertragungswerke Schönau den Strom liefern dürften. Vorausgesetzt, die Stadtverantwortlichen banden sich an den Lieferanten für 20 neue Jahre. Der alte Vertrag lief 1994 aus.

Die Bürger wollten an ihre Unterschrift zwei Bedingungen binden. Erstens: Die Tarife müssten so berechnet werden, dass Stromsparen sich für die Kunden lohne. Zweitens: Speist ein privater Erzeuger seinen alternativ gewonnenen Strom ein in das



„Bürgerentscheid? Die meisten kannten so etwas gar nicht“



öffentliche Netz, müssten die Kraftübertragungswerke einen annehmbaren Preis zahlen für das Produkt. Die KWR wollten keine der beiden Forderungen erfüllen. Die verzerrte Stadtverwaltung jedoch lechzte nach dem versprochenen Extrageld.

Frau Sladek rettete die gefährdete Unabhängigkeit Schönaus mit einer Idee. „Wir Bürger zahlen der Stadt die höhere Konzessionsabgabe für die Gültigkeit des alten Vertrages aus unseren Taschen. In diesen vier Jahren versuchen wir, genug Geld zusammenzubekommen, um den Kraftübertragungswerken das Stromnetz abzukaufen, dann suchen wir einen Lieferanten, der unsere Forderungen akzeptiert.“ Frau Sladeks Augen über der Lesebrille strahlten. „Wir haben den Leuten gesagt: Wenn 100 von euch bereit sind, der Stadt 250 Mark zu zahlen, dann haben wir die 25 000 Mark zusammen. Gelingt es uns später, das Netz zu kaufen, wandeln wir euren Einsatz um in Eigentumsanteile. Gelingt es uns nicht, ist das Geld verloren. Aber 250 Mark, das ist nicht viel Geld für die Möglichkeit, es dem großschnüznigen Monopolisten mal richtig zu zeigen. Mir ist der Spaß das wert.“ Sie hatte schnell mehr als 100 Leute beisammen, die ihre Sicht der Dinge teilten.

Die Mitglieder des Gemeinderates trauten dem Angebot ihrer Bürger nicht, sie lehnten deren Geld und Antrag ab. Die „Eltern für eine atomfreie Zukunft“ riefen nach einem Bürgerentscheid. „Die Schönauer sollen selbst sagen können, von wem und unter

welchen Bedingungen sie künftig ihren Strom kaufen wollten.“ Frau Sladek lacht. „Das sollten Sie mal gesehen haben, wie die Gemeinderatsmitglieder Augen und Mund aufsperrten. Bürgerentscheid? Die meisten von denen hatten noch nicht einmal gehört, dass es so etwas überhaupt gibt.“ Frau Sladek, die hatte. Die hatte sich schlau gelesen in der Verfassung des Landes Baden-Württemberg, für alle Fälle.

Dafür, dass nicht auch die restlichen Schönauer dieser fatalen Trägheit verfielen, kämpfte Frau Sladek fünf Wochen lang in der Fußgängerzone. Sie bat ihre Mitbürger: „Sagen Sie Ja“. Ja zu dem Antrag des Vereins, die Stadt solle mit der Unterzeichnung eines neuen Konzessionsvertrages vier Jahre warten und ihren Bürgern eine Chance geben. „Der Bäcker hat uns die umweltverträglichsten Flugblätter der Welt gemacht, 500 Brezen mit der Aufschrift ‚Ja‘. Mit denen konnten die Leute sich unser ‚Ja‘ so richtig einverleiben.“ Im Oktober 1991 setzten 55 Prozent der Schönauer Wähler ihr Kreuz für die Widersacher aus den eigenen Reihen.

Die Gewählten nannten sich „Netzkauf Schönau“, die Horde von Meuterern hatte nun den Status einer „Gesellschaft bürgerlichen Rechts“. Die Gesellschafter ließen den Wert der stadtweit verlegten Kabel, der Verteilerkästen, Umspannvorrichtungen, Strommasten berechnen. Die Fachkundigen schätzten den Wert der Anlagen auf 3,9 Millionen Mark. Die Schwarzwald-Rebellen gingen bundesweit betteln. Bald hatten sie 4,6 Millionen zusammen. Im Januar 1994 gründeten sie die Elektrizitätswerke Schönau GmbH (EWS) und schlossen einen Betreuungsvertrag ab mit den Stadtwerken Waldshut-Tiengen, aus den Stadtwerken sollte der Strom durch das bald eigene Netz nach Schönau fließen. Im November 1995 übertrug der Stadtrat Schönaus den bürgereigenen Elektri-



„Wenn's hart auf hart kommt, lege ich richtig los“

zitätswerken die Stromkonzession. Diesmal forderten die Widersacher der Widersacher einen Bürgerentscheid.

Die Schönauer sollten antworten auf die Frage: „Soll der Gemeinderatsbeschluss, einen Konzessionsvertrag mit den Elektrizitätswerken Schönau GmbH abzuschließen, aufgehoben und mit dem bisherigen Betreiber Kraftübertragungswerke Rheinfelden AG ein neuer Konzessionsvertrag abgeschlossen werden?“ Das fand Frau Sladek schwer zu vermitteln. „Beim ersten Mal hatten wir das schöne Ja gehabt, diesmal das hässliche Nein.“ Dass sie in diesem zweiten Bürgerentscheid die gegensätzliche Antwort geben mussten, verwirrte die Wähler. Frau Sladek erinnert sich an eine alte Dame im Wahllokal, die saß hinter dem Schirm und rang um Verständnis. Schließlich reckte sie ihren Kopf hervor: „Herr Doktor! Was muss ich denn ankreuzen, wenn ich für Sie stimmen will? Nein oder Ja?“ Michael Sladek musste seiner Patientin antworten: „Da darf ich Ihnen nicht helfen.“ Herr Sladek hat Frau Sladek gestanden: „Das war einer der schrecklichsten Momente in all den Jahren für mich.“

Die Strom-zu-Geld-Macher hatten die Bürgerwehr nach ihrem ersten Wahlsieg als Gegner begriffen. In diesem zweiten Kampf gingen sie heftiger gegen den Rivalen an. Sie verstünden nichts vom Geschäft, sie müssten den Preis für ihren Strom ins Unbezahlbare steigern. Es mangle ihnen an technischem Verständnis und an Personal. Am Ende würden die betrogenen Schönauer dastehen, im Dunkeln, am kalten Herd, vor roten Waschmaschinen stapeln sich fleckig und stinkend die Wäsche. Den Wählern wurde es bang, Frau Sladek auch.

Dem hatte sie nichts entgegenzusetzen als sich und ihre Bedürfnisse. Die stimmten mit denen der Wähler überein. Frau Sladek und ihre Rebellen gingen von Haus zu Haus, klingelten und fragten: „Glauben Sie denn, ich würde die Übernahme des Netzes versuchen, wenn ich Zweifel hätte, das Geschäft in den Griff zu bekommen? Ich habe eine Familie, ich habe fünf Kinder, ich bin auf das Licht, auf den Herd, auf die Waschmaschine vielleicht noch mehr angewiesen als Sie.“ Die Netzkäufer gewannen den Bürgerentscheid mit 52 Prozent der Stimmen. Der Monopolist schützte sich mit seinem alten Machtmittel Geld. Er verlangte 8,7 Millionen Mark für das Netz, das Doppelte seines Wertes. Es war Frau Sladek, die ihren Mitstreitern über solche erschöp-

fenden Phasen hinweghalf. Über die immer größeren Hürden, die der Monopolist hinter jede genommene stellte. „Wenn's hart auf hart kommt, lege ich richtig los.“ Anders ihr Mann. Michael Sladek war manches Mal so weit und wollte kapitulieren. Dafür, sagt seine Frau, sei er der Bessere auf langer, ebener Strecke. Wenn die Hürde genommen ist, erliege sie schnell dem Gefühl: „Immer geht das jetzt so weiter, ich verliere die Lust.“ Dann zieht Herr Sladek Frau Sladek mit. Dass sie sich so ergänzen, ist der Grund, warum sie immer noch frisch im Widersachergeschäft sind.

Die Gemeinschaftsbank Bochum bereicherte Ursula Sladeks Energiekick mit einer Idee: Eine Kampagne musste her, eine von Fachleuten kostenlos erdachte Strategie, mit der die Netzkauf AG bundesweit noch einmal um Spenden warb. Die Werbeagentur

DMB & B in Frankfurt fand den Slogan „Ich bin ein Störfall“. Die Schönauer Störfälle begannen ihren Feldzug am 10. September 1996. Pressekonferenzen, seitengroße Anzeigen in Tageszeitungen, Wochenblättern, Magazinen. Verkauf von T-Shirts mit dem Schriftzug „Ich bin ein Störfall“. Im November minderten die Kraftübertragungswerke ihre Netzpreisforderung um drei Millionen Mark. Ihre Gutachter hätten mit falschen Zahlen gerechnet, es seien 22 Kilometer Stromkabel verlegt worden statt 33.

Frau Sladek hat in den Jahren des Monopolspiels gelernt, mit großen Zahlen zu rechnen. „Nun fehlten uns nur noch zwei Millionen Mark für das Netz.“ Die Kampagne brachte das fehlende Geld an Spenden ein. Die Netzkäufer entschieden: „Wir zahlen dem Gegner die 5,7 Millionen. Dann klagen wir gegen die Höhe der Forderung und holen uns 2,5 Millionen zurück.“ Seit dem 1. Juli 1997 liefern die Schönauer Bürger den Schönauer Bürgern Strom aus umweltschonenden Quellen. Atomstrom kommt ihnen nicht in das Netz. Ihre Tarife haben sie so berechnet, dass Stromparen sich für ihre Kunden lohnt.

Ursula Sladek sagt, was sie nach ihrem Sieg endlich sagen darf: „Ich habe nach der überzogenen Forderung der KWR nicht mehr an den Sieg geglaubt. Die Kraftübertragungswerke würden auf den 8,7 Millionen bestehen, wir würden das Geld nie zusammenbekommen.“ Sie wusste, der Entscheid hatte nur Gültigkeit für drei Jahre. Der Gegner wusste es auch.

Die Widerständlerin aus Schönau im Schwarzwald glaubt das Geheimnis ihres Sieges erkannt zu haben: „Unsere Gegner, die haben an uns geglaubt. Die KWR waren sicher, wir würden das Geld rechtzeitig zusammenbekommen.“ Sie berichtigten die leicht durchschaubaren Fehler in ihrer Berechnung, um ihre Glaubwürdigkeit in einem späteren Prozess nicht zu verspielen. „Manchmal kommen Leute, die sagen: ‚Bei uns wäre so etwas nicht möglich, die Menschen dort würden einen solchen Kampf über Jahre nicht durchstehen.‘“ Immer stellen sie Ursula Sladek die gleiche Frage: „Was ist in Schönau anders als in anderen Orten?“ Immer gibt Ursula Sladek die gleiche Antwort: „Nichts. Wenn dieser irre, unglaubliche Erfolg, dieser Start in eine bessere Zukunft in Schönau machbar war, ist er es überall.“